

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1994-1995)
Heft: 51

Artikel: Warum ich trotzdem nach Mexiko ging
Autor: Winkler, Doro
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Warum ich trotzdem nach Mexiko ging

Doro Winkler war als Studentin vor sieben Jahren in Mexico City, um eine «ethnologische Feldforschung» zu machen. Sie erzählt von ihrer Begegnung mit den Frauen dort, schildert die Zweifel, Fragen und Freiheiten, die einen Aufenthalt im Trikont begleiten.

Von Doro Winkler

Hat sich nicht jede von uns schon einmal überlegt, für längere Zeit wegzufahren, der Schweiz den Rücken zuzukehren und andere Welten kennenzulernen? Mir jedenfalls geht es immer wieder so, vielleicht, weil ich mich hier im Alltag oft beengt fühle. So vieles scheint mir in der Schweiz verschüttet, überdeckt von Fassaden, Masken und Ersatzangeboten. So vieles von dem, was das Leben ausmacht, liegt brach neben unserem durchorganisierten Alltag. Sehnsucht nach dem Echten, dem «Ursprünglichen»?

Irene Wudebwe, eine Frau aus Zimbabwe, die lange in der Schweiz lebte, beobachtete folgendes: «Die Menschen wollen den Alltag und das Gewöhnliche nicht mehr wahrhaben, das ist ihr Hauptproblem. Die Menschen in Europa hassen ihren Alltag. Sie versuchen, ihm zu entfliehen. Alle sind auf der Flucht vor dem Alltag, kaufen Zeitschriften und träumen... Ihr Grundproblem ist ihre fixe Idee, dass alles immer ausserordentlich und aussergewöhnlich sein muss. Sie wollen täglich spannende Erlebnisse».*

Ich wollte andere Alltage kennenlernen, war neugierig auf andere Kulturen, andere Formen der Alltagsgestaltung und Überlebensorganisation. Damals war ich 23 Jahre alt.

Schwere Steine im Reisegepäck

Einfach von Ort zu Ort reisen wollte ich nicht. Diese kurzen Begegnungen, denen ich mich jederzeit entziehen konnte, entsprachen mir nicht. Ich wollte mich einlassen, aussetzen, an einem Ort bleiben, mit Menschen Beziehungen leben, die nicht oberflächlich blieben, sondern auch Krisen überstehen würden.

1987 hatte ich die Möglichkeit, in Mexico City eine sogenannte «ethnologische Feldforschung» zu machen. In der Ethnologie faszinierten mich die Ansätze, die die jeweils einzigartigen Lebensgeschichten von Menschen in einem bestimmten kulturellen Zusammenhang anschauen, und sie nicht als «quantifizierbare Populationen» statistisch zerlegen. Durch den Einbezug der Subjektivität in diesen Ansätzen wird auch der BetrachterInnenstandpunkt reflektiert und hinterfragt. Dadurch musste ich mir meine eigenen, subjektiven Anteile, meine Projektionen, Vorurteile, Idealisierungen und die Motive, weggehen zu wollen, bewusst machen.

Ich war neugierig darauf, was es in einem anderen kulturellen Kontext bedeutet, Frau zu sein, wie Frauen in einer anderen Stadt ihren Alltag und ihr Überleben organisieren und warum Frauen anfangen, sich gegen Unterdrückung zu wehren.

Doch dann begannen mich politische und moralische Zweifel zu verunsichern. Ist es legitim, in ein Trikontland zu gehen, um «wissenschaftlich zu forschen»? Bin ich nicht schon durch meine blosse Anwesenheit Kolonialistin (der zweiten Generation), Ausbeuterin? Produziere ich im Rahmen der elitären Universität Wissen für die Herrschenden, welche die Ausbeutung des Trikonts effizienter gestalten können, wenn sie Informationen über die Lebensumstände und Weisheiten von Frauen in Mexiko haben? Oder ist mein Motiv wegzufahren, Abenteuerlust, ein Selbsterfahrungs-trip? Ich dachte viel darüber nach, wie ich mit dem real existierenden ökonomischen Gefälle, das zwischen mir und den Frauen in Mexiko besteht, umgehen konnte. Die Möglichkeit, eine Feldforschung zu machen, ist Ausdruck des Gefälles zwischen erster und dritter Welt. Ich kann in ein Flugzeug steigen, neun Monate in Mexiko leben, ohne Lohnarbeit zu verrichten. Die Frauen von dort aber werden mich nie besuchen können. Dieser Widerspruch existiert, er ist nicht aufzulösen, jedenfalls nicht von mir alleine. JedeR FeldforscherIn lernt, ihn auf irgendeine Weise auszuhalten. Trotz all dieser quälenden Fragen beschloss ich, die Reise nach Mexiko zu wagen.

Landung und Einmischung

Da stand ich also, zum ersten Mal in meinem Leben in einem Trikontland. Ich fühlte mich glücklich wie nie zuvor, alles war neu, alles machte mich neugierig. Ich strauchelte in den Strassen der Stadt umher und sah den Frauen zu, die sich behende, mit mehreren Kleinkindern bei sich, ihre Waren in einem Tuch auf den Rücken gebunden, beweglich durch die Menschenmengen schlängelten. Ich kam mir seltsam vor mit meinem Wunsch, sie kennenzulernen und an ihrem Alltag teilzunehmen. Ist es nicht eine Zumutung, mich in ihr Leben, ihren Alltag einzumischen? Eine Frechheit, ihnen die Zeit zu rauben, mit Diskussionen, die sie vielleicht gar nicht interessieren? Wie würde ich reagieren, wenn eine Frau aus einem anderen kulturellen Kontext plötzlich an meinem Alltag in Zürich teilnehmen wollte? Ich bin

nicht sicher, ob ich sie so freundlich aufnehmen würde, wie ich in Mexiko aufgenommen wurde.

Natürlich hatte ich auch Angst davor, dass sie nein sagen könnten, oder dass meine Erklärungen ihnen nicht genügen würden, um mich an ihrem Alltag teilhaben zu lassen.

Eher zufällig lernte ich Frauen kennen, die in alten Lagern, vergleichbar mit Garagen, nahe des grössten Marktes der Stadt lebten. Die meisten der Frauen verdienten das Geld, das den Hauptteil des Familieneinkommens ausmachte, als fliegende Händlerinnen. Sie verkauften in den Strassen, die die Markthallen säumten, Früchte und Gemüse, welches sie auf dem Boden ausgelegt hatten.

Während sechs Monaten besuchte ich täglich eine der sieben Frauen, mit denen ich näheren Kontakt hatte, für zwei Stunden an ihrem Verkaufsort, an dem sie zwölf Stunden täglich mit ihren Kindern verbrachte. Manchmal besuchte ich sie auch abends zu Hause, in den





Foto: Doro Winkler
1988

kleinen baufälligen Zimmern, in denen sie nicht selten zu zehnt wohnten. Durch diese «teilnehmende Beobachtung» – wobei meine Anwesenheit die Situation mitprägte und auch veränderte –, lernte ich ihren Alltag, ihre Freuden und Sorgen kennen.

Ein Fenster zur Welt

Natürlich hatte ich alle Frauen gefragt, ob sie überhaupt Lust hätten, mich teilnehmen zu lassen und aus ihrem Leben zu erzählen. Keine hatte es abgelehnt. Vielleicht war ich für sie ein «Fenster zur Welt», wie es einmal eine mexikanische Freundin formulierte, denn Menschen der weissen Kultur kannten sie bis anhin nur aus dem Fernsehen, nur aus Distanz. In der Konfrontation mit mir mussten sie ihre Idealisierungen und Projektionen revidieren, denn ich entsprach nicht der weisen, alles wissenden souveränen Frau, die sie sich vorstellten. In ihrem Lebenszusammenhang war ich absolut inkompetent, unwissend und auch unbeholfen. Das zeigte sich zum Beispiel dann, wenn sie mich alleine am Stand zurückliessen und ich nichts verkaufte, weil ich nicht richtig verhandeln konnte. Auch, dass ich keinen Mann und keine Kinder hatte, aber auch nicht mehr bei den Eltern, sondern mit Freunden wohnte, brachte ihr Bild ins Wackeln. «Du bist noch keine richtige Frau», kommentierte eine der Händlerinnen.

Auch ich wurde mir meiner Idealisierung bewusst. Ich hatte mir vorgestellt, dass die Leute arm seien, aber ein reiches soziales Leben

hätten, voller Solidarität und gegenseitiger Hilfe – eine «Sozialromantik»? Es stimmte, die Leute unterstützten sich gegenseitig. Aber die Hilfe basierte nicht auf Selbstlosigkeit, sondern jede wusste, dass wenn sie nicht im sozialen Netz mitspielte, ihr auch keine Hilfe zukam. Es war die ökonomische Notwendigkeit, die sie veranlasste, aufeinander und miteinander zu schauen.

Durch die reale Begegnung erschienen mir meine vorherigen politischen und moralischen Zweifel plötzlich als herzlose Reduzierung der Realität. Klar existierte das ökonomische Gefälle, aber es gab soviel mehr. Alltägliches, das wertvoll war. Nicht mehr die Frage, ob, sondern wie wir uns begegneten, wurde bestimmend. Die offene und direkte Auseinandersetzung, die auch Kritik an der anderen einschloss, ermöglichte es uns, gleichberechtigte Beziehungen aufzubauen, in denen auch Schwächen und Unzulänglichkeiten offengelegt werden konnten. Durch die reale Begegnung wurden falsche Bilder richtiggestellt und blinde Flecken aufgedeckt. Wir machten gemeinsam die Erfahrung, dass jede Frau aufgrund ihrer Lebenserfahrung in ihrem Alltag kompetent Handelnde ist.

Narrenfreiheit

Vor meinem Aufenthalt in Mexiko hatte ich grosse Angst, als Voyeurin zu wirken. Doch dann war es eher umgekehrt: Ich wurde betrachtet, beobachtet, denn ich war offensichtlich fremd. Ich war weiss, grösser als die meisten MexikanerInnen, und dadurch immer

gesichtet, immer ausgestellt. Dieses Fremdsein gab mir auch eine gewisse Narrenfreiheit. Ich war in der fremden Kultur relativ frei von den Zwängen und Verhaltensmustern meiner eigenen Gesellschaft, weil sie in Mexiko nicht galten, oder andere Muster und Zwänge bestanden. Als Fremde aber hatte ich einen grossen Spielraum, mich nicht konform zu verhalten. Mein «seltsames» Verhalten wurde nicht sanktioniert, sondern entschuldigt, da ich als Fremde die Regeln nicht kennen konnte. Die Frauen erklärten mir viele Alltags-selbstverständlichkeiten, die sie vielleicht nicht reflektiert hätten, wenn sich da nicht eine so regelwidrig verhalten hätte. Dadurch erfuhr ich einerseits viel über Mexiko, erkannte andererseits zunehmend unsere westeuropäischen Normalitäten, die mir erst in Vergleich mit den mexikanischen bewusst wurden. So gesehen war mein Aufenthalt in Mexiko auch eine Art Selbsterfahrung, denn ich hatte viel über unsere eigene Kultur (oder Unkultur) durch die Konfrontation mit dem Fremden, mit dem anderen denk- und lebbaren gelernt.

Ob ich die Frauen wirklich verstanden hatte, ihnen gerecht wurde in meiner Lizentiatsarbeit, bleibt offen. Dass ich mich mit den Gesprächen, die wir führten, mittels einer Lizentiatsarbeit wissenschaftlich qualifiziert habe, bleibt als Zwiespalt zurück.

* «Wir weinen nicht mehr Afrika»,
Herausgeber: Al Imfeld